

BROM



KRAMPUS

Roman

Mit Illustrationen von BROM

*Aus dem Amerikanischen
von Jakob Schmidt*

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel »Krampus –
The Yule Lord« bei HarperCollins, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Copyright © 2012 by Gerald Brom
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe bei
Knaur Verlag. Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Published by arrangement with Harper Voyager,
an imprint of HarperCollins Publishers, LLC.
Redaktion: Angela Troni
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: ©Brom
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-65334-0

2 4 5 3 1

Dieses Buch ist meiner Frau
und Lieblingsjulfée Laurielee gewidmet.

Sankt Nikolaus ...

Der Geschmack deines Namens auf der Zunge ist mir zuwider. Er ist so sauer, dass ich fast speien muss, wenn ich ihn ausspreche. Und dennoch bringe ich kaum ein anderes Wort heraus. Dein Name ist zu meinem Fluch geworden, meinem lästerlichen Mantra.

Sankt Nikolaus ... Sankt Nikolaus ... Sankt Nikolaus.

Dieser Name ist eine Lüge, genau wie du, genau wie dein verdrehtes Weihnachtsfest. Aber du wohnst ja auch seit jeher in einem Lügengebäude, und jetzt ist dieses Gebäude zu einer Burg geworden, einer Festung. So viele Lügen, dass du die Wahrheit vergessen hast, dass du vergessen hast, wer du bist ... dass du deinen echten Namen vergessen hast.

Ich habe ihn nicht vergessen.

Ich werde immer da sein, um dich daran zu erinnern, dass er weder Sankt Nikolaus noch Santa Claus lautet, weder Weihnachtsmann noch Sinterklaas, und ein Heiliger bist du schon gar nicht. Sankt Nikolaus ist bloß eine deiner vielen Masken, ein weiterer Stein in deinen Festungsmauern.

Deinen wahren Namen werde ich nicht aussprechen. Jedenfalls nicht hier. Nicht, solange ich in diesem finsternen Loch vor mich hin faule. Zu hören, wie dein Name von den toten Mauern dieses Kerkers widerhallt, das ... könnte mich wahrhaftig in den Wahnsinn treiben. Dein Name wird mir erst über die Lippen kommen, wenn ich wieder zusehen kann, wie die Wölfe Sol und Mani über den Himmel jagen. Der Tag rückt näher: Zwei Wochen mag es noch dauern, bis dein Zauber endlich gebrochen ist, bis deine Ketten von mir abfallen und der Wind der Freiheit mich zu dir führen wird.

Ich habe nicht mein eigenes Fleisch verzehrt, wie du es mir so

launig vorschlugst. Auch der Wahnsinn hat sich meiner nicht bemächtigt, nicht einmal nach einem halben Jahrhundert in dieser Gruft. Ich bin weder verendet, noch bin ich zu Wurmfutter geworden, wie du es vorhergesagt hast. Du solltest mich besser kennen. Du hättest wissen müssen, dass ich das niemals zugelassen hätte. Nicht, solange ich mich noch an deinen Namen erinnern kann, nicht, solange mein Wunsch nach Rache mir Gesellschaft leistet.

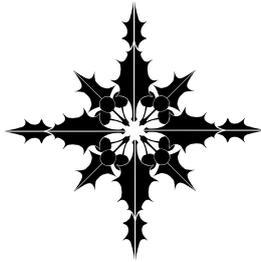
Sankt Nikolaus, mein guter alter Freund, du bist ein Dieb, ein Verräter, ein Schmierfink, ein Mörder, ein Lügner, aber das Schlimmste ist, dass du allem, wofür ich einst stand, Hohn sprichst.

Du hast dein letztes Hohoho gesungen, denn ich bin auf dem Weg, um mir deinen Kopf zu holen. Für Odin, Loki und all die anderen gefallenen Götter, für deinen Verrat, dafür, dass du mich fünfhundert Jahre in diesem Loch festgekettet hast. Vor allem aber komme ich, um mir mein Eigentum zurückzuholen, die Julzeit. Den Fuß auf deiner Kehle, werde ich deinen Namen aussprechen, deinen wahren Namen, und wenn dir der Tod ins Angesicht starrt, wirst du die Augen nicht mehr vor deinen finsternen Taten verschließen können. Auch nicht vor all jenen, die du verraten hast.

Ich, Krampus, Herr der Julzeit, Sohn der Hel, aus dem Geschlecht des großen Loki, schwöre hiermit, dass ich dir die Lügengzunge aus dem Mund schneiden werde, ebenso die Diebeshände von den Armen und den feisten Kopf vom Hals.

TEIL 1

JESSE





KAPITEL 1

DER WEIHNACHTSMANN

Boone County in West Virginia

Um 2.00 Uhr am Weihnachtsmorgen

Jesse Burwell Walker betete, sein gottverdammter Pickup möge noch wenigstens einen Winter durchhalten, bevor er endgültig in der Mitte durchrostete. Den Wagen, einen mattgrauen Ford F150 von 1978, hatte ihm sein Vater hinterlassen, nachdem der Alte den langen Kampf gegen seine Teerlunge verloren hatte. Im Gewehrhalter hing jetzt eine Gitarre, und an der Heckscheibe der Campingkabine prangte ein Aufkleber mit der Aufschrift WAS WÜRDE HANK TUN?

Schneebedeckter Kies knirschte unter den Reifen, als Jesse von der Route 3 abbog und auf den King's-Kastle-Stellplatz für Wohnmobile und fahrbare Häuser fuhr. Jesse, vor etwa einem Monat sechsundzwanzig geworden, war eher hochgeschossen und drahtig, hatte dunkles Haar und Koteletten, die dringend gestutzt gehörten. Er trommelte mit seinen langen Fingern – mit denen es sich gut Gitarre spielen ließ – auf der Flasche Wild-Turkey-Whiskey herum, die er sich zwischen die Beine geklemmt hatte, während er an den Wohnwagen und Fertighäusern entlangfuhr. Er kam erst an ein paar verblichenen Hohlplastikweihnachts- und Schneemännern vorbei und dann an Ned Burnetts Styropor-Rentier, das Ned immer für seine Zielübungen benutzte. Es hing kopfüber von seinem Kinder-

schaukel-Set, als sollte es in Kürze ausgenommen und gegerbt werden. An seiner Nase hatte Ned eine rote Glühbirne befestigt. Zu Anfang hatte Jesse das noch lustig gefunden, aber da Rentier Rudolf dort nun schon seit Thanksgiving hing, wurde der Witz langsam ein bisschen schal. Hier und da erhaschte Jesse einen Blick auf einen trostlosen Weihnachtsbaum, der ein trostloses Wohnzimmer erhellte, aber die meisten Häuser in King's Kastle blieben dunkel – entweder waren die Leute irgendwo, wo es fröhlicher zuging, oder Weihnachten kümmerte sie nicht. Jesse wusste ebenso gut wie jeder andere, dass es harte Zeiten in Boone County waren, dass nicht alle einen Grund zum Feiern hatten.

Das übergroße mobile Haus der alten Millie Boggs mit dem weißen Gartenzaun und den Plastiktopfpflanzen davor kam in Sicht, als Jesse über die Kuppe fuhr. Millie, die Besitzerin von King's Kastle, hatte mal wieder ihre Plastik-Krippenfiguren zwischen Auffahrt und Mülltonne aufgebaut. Josef war umgefallen und Marias Glühbirne ausgegangen, aber das kleine Jesuskind leuchtete mit der Kraft von schätzungsweise zweihundert Watt von innen, was den Säugling geradezu radioaktiv erscheinen ließ. Jesse fuhr an der Krippe vorbei, den Hang hinab und hielt neben einem kleinen Wohnwagenanhänger zwischen ein paar Fichten.

Millie hatte Jesse den Anhänger »nur vorübergehend« vermietet, weil niemand, wie sie nachdrücklich betonte, allzu lange derart beengt leben sollte. Er hatte ihr versichert, dass er nur zwei oder drei Wochen bleiben werde, bis er und seine Frau Linda sich wieder zusammengerauft hatten.

Das war nun schon fast zwei Jahre her.

Er schaltete den Motor ab und starrte auf den Anhänger. »Frohe Weihnachten.« Dann schraubte er die Whiskeyflasche auf und nahm einen tiefen Schluck. Mit dem Jackenärmel wischte er sich den Mund ab und prostete seiner Behausung zu. »Darauf, wie egal mir alles ist.«

Eine einzige Lichterkette verlief entlang der Dachkante. Da er sich im vergangenen Jahr nicht die Mühe gemacht hatte, sie abzunehmen, musste er sie nur wieder anschließen, um an der Festzeit teilzuhaben. Nur waren dummerweise alle Glühbirnen durchgebrannt, mit Ausnahme eines einzigen roten Lichts genau über der Tür. Einladend ging es an und wieder aus, an und wieder aus. Jesse wollte nicht eintreten. Er wollte nicht auf seiner zerknautschten, blau gestreiften Matratze sitzen und die billige Holzvertäfelung anstarren. Irgendwie gelang es ihm immer, Gesichter in den Astlöchern und der Maserung zu entdecken – traurige Gesichter oder gequälte. Dort drinnen konnte er nicht so tun, als wäre alles in Ordnung, dort konnte er die Augen nicht vor der Tatsache verschließen, dass er Weihnachten einmal mehr allein verbrachte, und ein Mann, der Weihnachten allein verbringt, ist wirklich mutterseelenallein.

Deine Frau dürfte dagegen Gesellschaft haben, was?

»Hör auf.«

Wo ist sie, Jesse? Wo ist Linda?

»Hör auf.«

Sie ist bei ihm zu Hause. Es ist ein hübsches Haus. Mit einem hübschen Weihnachtsbaum. Ich wette, dass unter dem Baum viele Geschenke für sie liegen. Genauso wie für die kleine Abigail.

»Hör endlich auf«, flüsterte er. »Bitte, lass es einfach gut sein.«

Das Licht blinkte unbeirrt weiter und verspottete ihn und seine Gedanken.

Ich muss da nicht reingehen, dachte er. Ich kann auch in der Campingkabine schlafen. Es wäre nicht das erste Mal. Zu ebendiesem Zweck hatte er immer einen Schlafsack hinten im Auto liegen, vor allem für auswärtige Auftritte, weil die meisten Spielunken einem auf den Hund gekommenen Gitarristen nämlich nicht genug bezahlten, damit er sich davon ein Motel und den Sprit für die Heimfahrt leisten konnte. Er schaute auf den

schneebedeckten Boden. »Zu kalt.« Dann warf er einen Blick auf die Uhr. Es war früh, zumindest für seine Verhältnisse. Wenn er im *Gockel* spielte, kam er normalerweise nicht vor vier Uhr morgens nach Hause. Er war einfach noch nicht müde oder benebelt genug, um einzuschlafen, und er wusste, wenn er jetzt reinging, würde er bloß ewig die Gesichter im Holz anstarren.

Sid hatte den *Gockel* früh dichtgemacht – nicht etwa, weil Weihnachten war; am Weihnachtsabend machte Sid normalerweise gute Umsätze. Da draußen gab es eine Menge verllorener Seelen, die sich genau wie Jesse nicht ihren leeren Wohn- oder Schlafzimmern stellen wollten – jedenfalls nicht an diesem Tag.

Ich würde den Hurensohn, der sich diesen verdammten Feiertag hat einfallen lassen, gerne abknallen, dachte Jesse. *Das wäre mal ein Grund zum Feiern für die ganze Familie. Zumindest für die Leute, die eine Familie haben. Für so traurige Gestalten wie mich wäre es nur eine weitere Erinnerung daran, wie viel Dreck man im Leben fressen muss.*

Lediglich fünf oder sechs elende alte Säcke hatten an jenem Abend ihren Weg in den *Gockel* gefunden, und die meisten von ihnen waren bloß für die Lokalrunde gekommen, die Sid jedes Jahr an Weihnachten ausgab. Jesse hatte seinen Verstärker zur Seite geschoben und Akustikgitarre gespielt. Er stimmte die üblichen Weihnachtslieder an, doch niemand kümmerte sich um ihn oder schien auch nur zuzuhören. Nicht an jenem Abend. Anscheinend war der Geist der vergangenen Weihnacht unter ihnen, und so standen die Leute bloß mit ihren Drinks da und starrten ins Leere, als wünschten sie sich an einen anderen Ort, in eine andere Zeit. Da niemand etwas bestellte, hatte Sid schließlich um kurz nach ein Uhr Feierabend gemacht.

Sid sagte zu Jesse, dass er an diesem Abend ordentlich Miese

gemacht habe, und fragte, ob er anstelle des üblichen Zwanzigers auch eine angebrochene Flasche Whiskey als Bezahlung nehme. Jesse hatte sich auf das Geld verlassen. Er wollte seiner fünfjährigen Tochter Abigail ein Geschenk davon kaufen. Trotzdem nahm er den Alkohol. Jesse redete sich ein, dass er es für Sid tat, obwohl er ganz genau wusste, dass dem nicht so war.

Er bedachte die Flasche mit einem elenden Blick. »Eine einzige Sache hat sie sich von dir gewünscht. Eine Puppe. Eine von diesen neuen Teen-Tiger-Puppen. Eigentlich kein so komplizierter Wunsch. Nein, mein Herr ... wirklich nicht.« Er hörte die Stimme seiner Frau im Kopf. »*Warum musst du bloß immer solchen Mist bauen?*« Er wusste keine Antwort. *Warum muss ich bloß immer solchen Mist bauen?*

Es ist noch nicht zu spät. Ich kann am Montag beim Pfandhaus vorbeigehen. Allerdings wusste er, dass er nichts mehr übrig hatte, was er hätte verpfänden können. Den Fernseher und die Stereoanlage, die guten Ersatzreifen und selbst den Ring, den ihm sein Vater hinterlassen hatte, hatte er bereits verkauft. Er rieb sich über die Stoppeln am Kinn. Was besaß er noch? Er nahm die Gitarre aus der Gewehrhalterung und legte sie sich in den Schoß. *Nein, das kann ich einfach nicht.* Er strich über die Saiten. *Warum nicht?* Das Mistding bereitete ihm ohnehin bloß Kummer. Außerdem war ihm sonst nichts von Wert geblieben. Er warf einen Blick auf den Ehering an seinem Finger. Nun ja, fast nichts. Er legte die Gitarre auf den Boden und hielt den Ringfinger in die Höhe, sodass der goldene Reif in der Straßenbeleuchtung funkelte. Warum hob er ihn auf? Linda trug ihren weiß Gott schon lange nicht mehr. Trotzdem konnte er sich nicht überwinden, ihn zu verkaufen. Als könnte es ihnen irgendwie dabei helfen, wieder zusammenzukommen, wenn er den Ring behielt. Jesse legte die Stirn in Falten. »Ich lasse mir etwas einfallen. Irgendetwas.« Dabei wusste er, dass ihm das nicht gelingen würde. »Abigail, meine Kleine«, sagte er, »es tut

mir leid.« Die Worte klangen hohl. Würde er das wirklich schon wieder zu ihr sagen? Wie oft konnte man diese Worte zu einem kleinen Mädchen sagen, bevor sie jeglichen Wert verloren?

Er nahm noch einen Schluck Whiskey, aber mit einem Mal schmeckte der Alkohol bitter. Er schraubte die Flasche zu und ließ sie in den Fußraum fallen. Dann schaute er der Glühbirne beim An- und Ausgehen zu, an und aus. *Ich kann da nicht rein. Ich kann nicht noch eine Nacht in diesem Loch verbringen und daran denken, dass Linda bei ihm ist. An Abigail denken, meine eigene Tochter, die im Haus eines anderen wohnt. An das Geschenk, das ich ihr nicht besorgt habe ... das ich ihr nicht besorgen kann.*

»Ich bin es leid, mich die ganze Zeit mies zu fühlen.« Die Worte kamen ausdruckslos, wie tot aus seinem Mund, endgültig.

Jesse öffnete das Handschuhfach, wühlte zwischen den Tonbandkassetten, Pizza-Coupons, dem Fahrzeugschein und einer alten Tüte Trockenfleisch herum, bis seine Finger schließlich auf den kalten, harten Stahl einer kurzläufigen 38er trafen. Er hielt die Waffe in der Hand und sah zu, wie das Metall in dem blinkenden roten Licht aufblitzte. Ihr Gewicht hatte etwas Tröstliches, Verlässliches – wenigstens eine Sache, auf die er zählen konnte. Er vergewisserte sich, dass eine Kugel im Patronenlager war, und nahm den Lauf bedächtig zwischen die Zähne. Er achtete darauf, dass die Mündung nach oben zeigte, auf seinen Gaumen. Seine Tante Patsy hatte 1992 versucht, sich das Hirn aus dem Schädel zu pusten, sich den Lauf dabei aber dummerweise gerade in den Mund gesteckt. Als sie abgedrückt hatte, war die Kugel im Nacken wieder ausgetreten. Sie hatte sich die Wirbelsäule am Schädelansatz durchtrennt und die letzten drei Monate ihres Lebens als sabbernde Schwachsinnige verbracht. Seine Frau sollte ihm nicht vorwerfen können, dass er auch noch beim Abtreten Mist gebaut hatte.

Er spannte den Hahn. Die verdammte Glühbirne blinkte immer noch, an, aus, an, aus, als wollte sie ihm sein eigenes Elend zum Vorwurf machen. Er legte den Finger an den Abzug. An, aus, an, aus, an, aus – *mach schon*, sagte das Licht. Jesses Hand begann zu zittern.

»Tu es«, knurrte er, den Lauf zwischen den Lippen. »Tu es!«

Er kniff die Augen zu, Tränen liefen ihm über die Wangen. Das Gesicht seiner Tochter erschien ihm, und er hörte ihre Stimme so deutlich, dass er beinahe glaubte, sie säße neben ihm im Auto. »Daddy? Wann kommst du nach Hause, Daddy?«

Ein hässlicher Laut entrang sich seiner Kehle, kein richtiger Schrei, sondern ein schmerzerfülltes Gurgeln. Er nahm die Pistole aus dem Mund, sicherte sie sorgfältig wieder und legte sie neben sich auf den Sitz. Dann fiel sein Blick auf die Flasche. Eine ganze Weile starrte er sie finster an, bevor er das Fenster herunterkurbelte und sie auf eine Fichte warf. Er verfehlte den Baum, und der Whiskey kullerte durch die dünne Schneeschicht. Jesse ließ das Fenster heruntergekurbelt. Die kalte Luft auf seinem Gesicht fühlte sich gut an. Er ließ die Stirn aufs Steuer sinken, schloss die Augen und fing an zu weinen.

»So geht das nicht weiter.«



Jesse hörte ein Bimmeln und ein Schnauben. Blinzelnd setzte er sich auf. War er eingeschlafen? Er rieb sich die Stirn und blickte sich um. Dort, am Ende der Sackgasse, standen acht Rentiere, direkt an der Auffahrt der Tuckers. Sie waren vor einem Schlitten angeschirrt, und selbst im schwachen Schein der Lichterketten erkannte Jesse, dass es sich um einen echten Schlitten handelte und nicht um irgendwelchen Weihnachtsschmuck. Er war beinahe so hoch wie ein ausgewachsener Mann, und sein Holz war scharlachrot lackiert und mit golde-

nen Schnörkeln verziert. Das Gefährt ruhte auf zwei stabilen Kufen mit eleganter Krümmung.

Jesse blinzelte mehrmals. *Ich habe keine Wahnvorstellungen, und ich bin auch nicht betrunken. Ich bin nicht mal beschwipst.* Eines der Rentiere scharrte im Schnee und schnaubte, und sein Atem bildete in der kalten Luft eine Wolke.

Jesse blickte auf die Straße zurück. Die einzigen Spuren im frischen Schnee waren die seines Lieferwagens. *Wo zum Teufel kommt das Ding her?*

Die Rentiere hoben alle gleichzeitig die Köpfe und spähten den Hang empor. Jesse wandte sich in dieselbe Richtung, entdeckte jedoch nichts. Dann hörte er ein Stapfen – jemand mit schweren Stiefeln, der sich schnell näherte.

Was denn jetzt?

Ein Mann mit weißem Bart in kniehohen Stiefeln und einem dunkelroten Weihnachtsmannkostüm mit Pelzbesatz, der einen großen roten Sack umklammert hielt, rannte so schnell er konnte über den Kiesweg – so, wie man rannte, wenn man verfolgt wurde.

Er wurde tatsächlich verfolgt.

Weiter oben, direkt neben Millies leuchtendem Krippenspiel, sprangen vier Männer auf die Straße. Es waren finstere Gestalten, in dunkle, zerlumpte Kapuzenmäntel gehüllt und mit Stöcken und Knüppeln in den Händen. Sie wandten die Köpfe nach allen Seiten, bis schließlich einer von ihnen den Mann im Weihnachtskostüm erblickte. Er stieß ein Heulen aus, zeigte mit seinem Knüppel auf den fliehenden Weißbärtigen, und das ganze Rudel nahm die Verfolgung auf.

»Was zum Teufel ...?«

Der Weihnachtsmann stürmte schnaufend an Jesse vorbei auf den Schlitten zu. Seine Augen waren weit aufgerissen, seine Pausbacken gerötet, und sein Gesicht war vor Anspannung verzerrt. Er war kräftig, nicht der traditionelle beleibte Weih-

nachtsmann, den man sonst zu sehen bekam, sondern ein Kerl mit breitem Brustkorb und massigen Armen.

Mit erhobenen Waffen hechtete das Rudel ihm hinterher die Straße hinab. Jesse erkannte, dass es sich bei den Kapuzenmänteln in Wirklichkeit um Fell- und Federumhänge handelte, die sich hinter den Gestalten im Wind bauschten, während sie mit weitausholenden Schritten den Abstand zu ihrer Beute verringerten. Jesse erhaschte einen Blick auf aufblitzenden Stahl und sah, dass Nägel aus den Knüppeln ragten und dass die Stöcke an den Spitzen mit tödlichen Klingen versehen waren. Er spürte ein Kribbeln auf der Haut – die orangefarbenen Augen der Verfolger leuchteten, ihre fleckige Haut glänzte blauschwarz, und Hörner sprossen ihnen aus den Schläfen. Sie wirkten wie der Teufel persönlich. »Was zum Henker ...«

Zwei weitere Gestalten schossen hinter dem Wohnanhänger der Tuckers hervor und versuchten, dem Weihnachtsmann den Weg abzuschneiden. Sie trugen Jeans, Stiefel und schwarze Kapuzenjacken. Der Weihnachtsmann wurde keineswegs langsamer, stattdessen senkte er den Kopf und rammte den ersten der Männer mit der Schulter, der daraufhin gegen den zweiten Angreifer prallte. Dabei wurden sie beide von den Füßen gerissen.

Ein Schuss knallte. Eine der Gestalten aus dem Rudel hatte eine Pistole gezogen und wollte den Weihnachtsmann erschießen. Er – es – schoss erneut. Ein Stück Holz platzte vom Schlitten ab.

»Los!«, rief der Weihnachtsmann. »Los!«

Ein Kopf erschien auf dem Vordersitz des Schlittens – er sah aus wie von einem kleinen Jungen, einem Jungen mit großen, spitzen Ohren. Der Kleine schaute an dem Weihnachtsmann vorbei und riss die Augen auf. Er griff nach den Zügeln und ließ sie schnalzen. Die Rentiere trotteten vorwärts, und der Schlitten – er hob tatsächlich vom Boden ab.

»Was ... zum ... Teufel ...?«

Der Weihnachtsmann warf den roten Sack hinten auf den Schlitten und sprang an Bord. Jesse fiel auf, wie flink und agil der alte Mann war. Sie schwebten weiter empor – waren inzwischen gut fünf Meter über dem Boden. Jesse gelangte gerade zu dem Schluss, dass ihnen die Flucht wohl tatsächlich glücken würde, als der vorderste Teufel sprang – höher, als Jesse es für möglich gehalten hätte – und eine der Kufen zu fassen bekam. Sein Gewicht ließ den Schlitten abrupt absacken, sodass er beinahe kippte.

Die verbliebenen fünf Teufel setzten dem ersten nach. Vier von ihnen kletterten in den Schlitten, während der letzte auf dem Rücken des vordersten Rentiers landete. Mit rollenden Augen und wild schnaubend strampelte das Tier in der Luft, und die ganze Zirkusnummer trudelte aufwärts.

Noch dreimal wurde die Pistole abgefeuert. Jesse war sich sicher, dass es den Weihnachtsmann erwischt hatte, doch der schien nichts davon zu bemerken. Er trat mit Wucht zu und traf einen der Männer mit dem Stiefel an der Brust, woraufhin dieser gegen einen seiner Spießgesellen geschleudert wurde und sie beinahe beide hinten vom Schlitten flogen. Die Pistole wurde dem Geschöpf aus der Hand gerissen und landete im Schnee. Ein weiterer Teufel griff sich den Sack und versuchte, mit ihm abzuspringen. Daraufhin stieß der weißbärtige Mann ein irres Heulen aus, setzte ihm hinterher, packte ihn und prügelte auf ihn ein. Er knallte dem Teufel seine mächtige Faust mitten ins Gesicht; selbst unten in seinem Wagen konnte Jesse Knochen splintern hören. Der Teufel krümmte sich, und der Weihnachtsmann riss den Sack im selben Moment an sich, in dem die verbliebenen Geschöpfe über ihn herfielen.

Indem er sich immer schneller um sich selbst drehte, raste der Schlitten gen Himmel, weshalb Jesse nicht erkennen konnte, was als Nächstes geschah – er hörte nur Schreie und Jaulen, während der Schlitten immer weiter emporstieg. Er stieg aus,

legte den Kopf in den Nacken und schaute dem immer kleiner werdenden Umriss hinterher. Bald schon war der Schlitten am Nachthimmel verschwunden.

Stille.

Jesse atmete tief aus. »Oh Mann.« Mit zitternden Fingern holte er eine Schachtel Zigaretten aus der Brusttasche seiner Jeansjacke. Während er sein Feuerzeug suchte, hörte er etwas, das ihn veranlasste, wieder nach oben zu schauen – jemand schrie. Der Schrei wurde lauter, und Jesse erhaschte einen Blick auf einen schwarzen Fleck, der Richtung Erde stürzte.



Der Teufel landete auf der Windschutzscheibe des Chevrolet Camaro von Tuckers Sohn, dellte die Motorhaube ein und betätigte dabei die Hupe, deren lautes Plärren durch die verschneite Straße hallte.

Jesse wollte sich gerade dem Auto nähern, als etwas durch die Bäume herabfiel und das Dach seines Wohnanhängers durchschlug. Als er sich umdrehte, sah er gerade noch, wie die Heckscheibe splitterte und die Lichterkette herunterfiel, wobei die elende rote Glühbirne endlich erlosch. Jesse konnte sich nicht entscheiden, wohin er sich zuerst wenden sollte. Schließlich ging er weiter auf den Mann auf der Motorhaube zu.

Lichter gingen an, und hier und da lugten Köpfe aus Fenstern und Türen hervor. Als Jesse sich näherte, gab die Hupe ein letztes gurgelndes Blöken von sich, das nach einer sterbenden Ziege klang, und verstummte. Jesse starrte den schwarzen Teufel an, nur dass der Mann weder richtig schwarz war noch wirklich der Teufel. Er trug einen grob von Hand genähten Mantel, vermutlich aus einem Bärenfell, und seine Haare und die zerlumpten Kleider waren mit Ruß und Teer beschmiert. Seine Haut erinnerte Jesse an einen Minenarbeiter, dessen Gesicht und

Hände zum Feierabend mit einer dicken Schicht Kohlestaub verkrustet waren. Bei den Hörnern handelte es sich lediglich um an der Kapuze festgenähte Kuhhörner, doch die Augen des Mannes glommen in einem tiefen, feurigen Orange, und die winzigen schwarzen Pupillen in der Mitte pulsierten. Die Augen folgten Jesse, als er um das Auto herumging. Jesse zögerte. Er war sich nicht sicher, ob er sich näher heranwagen sollte. Der seltsame Mann hob die Hand und winkte Jesse mit einem langen, gesplitterten Fingernagel zu sich. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch nur ein Mundvoll Blut quoll ihm über die Lippen. Die Hand des Mannes sackte herab, und sein Blick erstarrte, auf Jesse gerichtet. Langsam erlosch das Feuer in seinen faszinierenden Augen, und sie verwandelten sich in ganz gewöhnliche braune Augen.

»Das war wirklich seltsam«, sagte eine Frau.

Jesse fuhr herum und stellte fest, dass Phyllis Tucker direkt neben ihm stand, bekleidet mit ihrem Nachthemd, Hausschuhen und der Försterjacke ihres Mannes. Phyllis war über siebzig, eine kleine, alte Dame, und schien fast völlig in der Jacke zu verschwinden.

»Hä?«

»Ich sagte, das war wirklich seltsam.«

Er nickte gedankenverloren.

»Haben Sie gesehen, wie sich seine Augen verändert haben?«

»M-hm.«

»Das war wirklich seltsam.«

»Ja, Ma'am, allerdings.«

Inzwischen hatten sich weitere Nachbarn nach draußen gewagt und näherten sich neugierig.

»Glauben Sie, dass er tot ist?«, fragte die alte Dame.

»Gut möglich.«

»Er sieht tot aus.«

»Da könnten Sie recht haben.«

»He, Wade«, brüllte Phyllis. »Ruf einen Krankenwagen! Wade, hörst du mich?«

»Na klar«, brüllte Wade zurück. »Man kann dich ja auch kaum überhören. Die sind schon auf dem Weg. Heilige Scheiße, ist das kalt hier draußen. Hast du meine Jacke gesehen?«

Drei Anhänger weiter näherten sich die Töchter der Powells, die Teenager Tina und Tracy, gefolgt von Tom und seiner Frau Pam. Pam versuchte, sich gleichzeitig eine Zigarette anzuzünden, ihr Bier festzuhalten und zu telefonieren.

»Warum ist er denn ganz schwarz?«, fragte Tina und fügte, bevor jemand Gelegenheit zu einer Antwort hatte, schnell hinzu: »Wo kommt er her?«

»Jedenfalls nicht aus der Gegend«, sagte Phyllis. »Das kann ich dir sagen.«

»Sieht so aus, als wäre er von irgendwo runtergefallen«, meinte Tom. »Von irgendwo weit oben.«

Alle mit Ausnahme von Jesse blickten zum Himmel.

»Vielleicht aus einem Flugzeug?«, fragte Tina.

»Oder vom Schlitten des Weihnachtsmanns«, mischte Jesse sich ein.

Phyllis bedachte ihn mit einem verdrießlichen Blick. »Denken Sie bloß nicht, der liebe Gott fände es gut, wenn man sich über die Toten lustig macht.«

Jesse nahm die unangezündete Zigarette aus dem Mund und grinste Phyllis an. »Der liebe Gott scheint das meiste von dem, was ich tue, nicht gut zu finden, Misses Tucker. Ist Ihnen das noch nicht aufgefallen?«

Billy Tucker traf ein, während er sich noch die Jeans hochzog. »Mein Auto! Würdet ihr euch bitte mal ansehen, was der Kerl mit meinem Auto gemacht hat!«

Aus der Ferne hörte Jesse eine Sirene. *So schnell kommt kein*

Notarzt. *Das muss ein Streifenwagen sein.* Er spannte die Kiefermuskeln an. Jesse konnte nicht noch mehr Ärger gebrauchen, nicht heute Nacht. Falls Polizeichef Dillard gerade Dienst hatte, konnte sich die Sache zu einer üblen Szene auswachsen. Jesse wandte sich ab und ging zu seinem Anhänger zurück.

Etwa auf halbem Weg fiel ihm ein, dass noch etwas vom Himmel herabgestürzt war und sein Dach durchschlagen hatte. Die Chancen standen ziemlich gut, dass dieses Etwas nach wie vor dort drin war – und wartete. *Noch einer von denen?* Er musste immer wieder an die Augen dieses Wesens denken, unheimlich, orangefarben. Eines wusste er mit Sicherheit: Er wollte um nichts in der Welt im selben Zimmer mit einem von ihnen sein, was immer sie auch waren, solange es noch am Leben war. Er griff durch das Seitenfenster seines Wagens und angelte den Revolver vom Beifahrersitz. Mit einem Mal fühlte die Waffe sich nicht mehr besonders verlässlich an, sondern eher klein. Er stieß ein hämisches Lachen aus. *Ängstlich? Im Ernst? Hast du Angst, dass dich etwas umbringen könnte? Bist du nicht derjenige, der sich eben noch das Hirn wegpusten wollte?* Ja, der war er, aber irgendwie war das etwas anderes. Er wusste, was eine Kugel bei ihm anrichten würde, doch dieses Ding im Anhänger? Er hatte nicht die leiseste Ahnung.

Vorsichtig steckte er den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn so leise wie möglich herum. Mit einem lauten Klacken schnappte das Schloss auf. *Da hätte ich auch gleich klingeln können.* Mit vorgehaltener Pistole zog er die Tür auf, wobei die Angeln lautstark protestierten. Dunkelheit empfing ihn. Er streckte den Arm aus, um das Licht einzuschalten – und hielt inne. *Das sollte ich wohl lieber lassen.* Er biss sich auf die Lippe und trat auf den Betonziegel, der ihm als Türschwelle diente. Dann griff er, in der Rechten die Pistole, mit der Linken in die Finsternis. Er fuhr mit der Hand an der Wand entlang und tastete in der Gewissheit, dass ihm gleich etwas die Finger abbeißen würde,

nach dem Lichtschalter. Schließlich fand er ihn, und das Neonlicht an der Decke erwachte flackernd zum Leben.

Der Wohnwagen bestand im Prinzip aus drei kleinen Räumen: einer Ess- und Küchennische, dem Bad und dem Schlafzimmer. Jesse spähte durch den Türrahmen. Außer dem unerledigten Abwasch von der ganzen Woche, benutzten Papptellern und ein paar Styroporbechern befand sich nichts in der Küche. Die Badezimmertür stand offen, und der Raum dahinter war leer, aber die Tür zum Schlafzimmer war zu. Er konnte sich nicht erinnern, ob er selbst sie geschlossen hatte oder nicht. *Dann wirst du wohl nachsehen müssen.* Doch seine Füße beschlossen, dass es ihnen dort, wo sie waren, ganz gut gefiel, weshalb er bloß weiter dumpf auf die Tür starrte.

Rotes und blaues Licht weckte seine Aufmerksamkeit, als ein Streifenwagen den Hang herunterkam. Er dachte daran, was für ein hübsches Bild er abgab, wie er mit der Waffe in einen Wohnwagen zielte. *Na schön,* sagte sich Jesse, *jetzt kommt der Moment, in dem du einmal keinen Mist baust.* Er trat in den Anhänger und lehnte die Tür hinter sich an.

Er musste noch eine ganze Minute lang auf die Schlafzimmertür starren, bevor er schließlich »Scheiß drauf« sagte, hinging und den Türknauf drehte. Die Tür ging halb auf und blockierte. Irgendetwas lag auf der anderen Seite. Jesse stellte fest, dass er seine Zigarette in der Mitte durchgebissen hatte, und spuckte sie aus. *Das gefällt mir nicht ... kein bisschen.* Er hielt die Pistole auf Augenhöhe und schob die Tür mit der Stiefelspitze weiter auf. Auf der anderen Seite seines Betts konnte er gerade so eine dunkle, zusammengekauerte Gestalt ausmachen. »Rühr dich ja nicht vom Fleck«, sagte er und versuchte dabei, entschlossen zu klingen, aber er konnte das Zittern in seiner Stimme nicht verbergen. Die Waffe auf die unförmige Gestalt gerichtet, schlug er auf den Lichtschalter an der Wand. Die Lampe lag auf dem Boden, der Schirm war

kaputt, aber die Birne funktionierte noch und warf unheimliche Schatten an die Wände.

Jesse atmete tief aus. »Da soll mich doch einer ...«

Kein glutäugiger Dämon wartete darauf, über ihn herzufallen und ihn aufzufressen. Da lag nur ein Sack – ein großer roter Sack, der mit einer goldenen Kordel zugebunden war. Er hatte das Dach durchschlagen und war auf seinem Bett gelandet.

Jesse hielt die Pistole auf den Sack gerichtet, während er eine frische Zigarette hervorzog und sie sich mit der freien Hand anzündete. Tief atmete er den Rauch ein und sah zu, wie der Schnee in sein Schlafzimmer rieselte. Nach ein paar Zügen beruhigte sich sein Nervenkostüm ein wenig. Er setzte einen Fuß auf das Bett, beugte sich vor und stieß den Sack mit der Pistolenmündung an, als könnte er voller Schlangen sein.

Nichts geschah.

Jesse löste die goldene Kordel, zog den Sack auf und warf einen Blick hinein.

»Da soll mich doch einer ...«